



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der deutsche Niederrhein vom Erftgebiet bis zur Landesgrenze

Brücker, Friedrich

Crefeld, 1910

18. Der Dreißigjährige Krieg am Niederrhein.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55092](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55092)

Bevölkerung, während der größte Teil des alten Herzogtums katholisch geblieben ist.

Das Jülicher Land fiel an den reformierten Pfalzgrafen von Neuburg, der aber zur katholischen Religion übertrat, um sich die Hilfe der katholischen Mächte zu sichern. Nun begann in den Herzogtümern Jülich und Berg eine Gegenreformation, der Cresfeld die Einwanderung der Mennoniten verdankt. Bedauerlich bleibt aber, daß die Katholiken im Clevischen für die Maßnahmen der Pfalz—Neuburger Herzöge in Jülich—Berg zu büßen hatten, doch wird anerkannt, daß die Maßregelung der Katholiken im Herzogtum Cleve nicht die Höhe erreicht hat, wie die entsprechende im Jülicher und Bergischen Lande.

Zum Schlusse könnten wir noch der Reformation in einer kleinen, reichsunmittelbaren Herrschaft am Niederrhein gedenken, der Freiherrlichkeit Hörstgen, die etwa 4 qkm umfaßte. Ein Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden trat die regierende Familie Willendonk zur Reformation über und mit ihr alle Untertanen.

Erfreuliche Bilder waren es nicht immer, die an unserm Auge vorübergezogen sind. Wenn auch die heutigen Zustände keine vollkommenen sind und die konfessionelle Zerklüftung noch manche kräftige Reibung verursacht, so wollen wir doch der duldsameren Gegenwart Gerechtigkeit angedeihen lassen.

18. Der Dreißigjährige Krieg am Niederrhein.

(Ein Bild Rheinbergs aus dieser Zeit.)

Wenngleich der Niederrhein im ersten Drittel des Dreißigjährigen Krieges nicht so schrecklich heimgesucht wurde wie andere Landesteile, so waren die Spuren, die die Kriegszüge der verschiedenen Heere hier zurückließen, doch traurig genug. Vor allem waren die Bewohner des platten Landes hart mitgenommen worden. Die brach liegenden Felder und Fluren und die zerstörten und abgebrannten Gehöfte und Bauerschaften glichen fast einer Einöde. In den verlassenen Dörfern waren nur wenige Leute, die jene Schreckenstage mit durchlebt hatten. Auf den Landstraßen lungerten Wegelagerer, um den wehrlosen Wanderer zu überfallen und auszurauben. Nur in der Nähe der befestigten Städte wagte man es noch, die Feldmark zu bestellen. Aber auch hier durfte der Landmann nicht mit Sicherheit auf die Ernte rechnen, es sei denn, daß der Stadtgouverneur mit den Bürgern auf gutem Fuße stand und durch seine Truppen jegliches Raubgesindel fern hielt. Nichts Seltenes war es, daß die Soldaten durch Streifzüge in die Nachbarschaft die Gegend unsicher machten und Geld erpreßten. Bald kamen Reiter und Fußvolk aus Jülich, bald aus Geldern und andern befestigten Plätzen, um die Bauern zu drangsalieren und auszurauben. In den Städten, sofern sie von befreundeten Truppen besetzt waren, war das Leben noch

erträglich, wenn auch wegen der rücksichtslosen Forderungen des verrohten Militärs nichts weniger als behaglich zu nennen. Um so schlimmer war es um die Stadt bestellt, wenn sie bei dem stets wechselnden Kriegsglück dem Feinde die Tore öffnen mußte. So lähmte der Krieg Handel und Wandel, machte den Fernverkehr fast unmöglich und zerstörte jeglichen Wohlstand.

Das kleine, aber stark befestigte Rheinberg galt wegen seiner Lage in der Mitte zweier fremden Gebiete, der Herzogtümer Jülich und Berg, für den wichtigsten Platz im nördlichen Niederstift Cöln. Da es im Osten vom Rheine her leicht zugänglich war, mußte die Landesverteidigung auf die Ausrüstung und Erhaltung der Stadt sorgfältig bedacht sein. Diese war von stattlichen Mauern und breiten Doppelgräben umgeben, die vom Rhein gespeist wurden. Durch drei Tore führte über Zugbrücken der Zugang zur Stadt. Zwischen dieser und dem Rheine dehnte sich ein ansehnliches Barackenlager aus.

Mit der exponierten Lage Rheinbergs mag es zusammenhängen, daß es unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges mehr zu leiden hatte als kaum irgend eine andere niederrheinische Stadt.

In den Jahren 1631—1633 befand es sich im Besitze der Spanier, bis es von den Niederländern unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien erobert wurde.

Einem glücklichen Zufall ist es zuzuschreiben, daß trotz mehrfacher Belagerung und Eroberung das reiche Material der städtischen Archive unverfehrt erhalten wurde, obwohl sogar in den Räumen des Rathhauses die Soldaten ihre Lagerstätte aufgeschlagen hatten. So ist es uns möglich, aus den Ratsprotokollen und Stadtrechnungen ein wahrheitsgetreues Bild der städtischen Verhältnisse jener Zeit zu gewinnen.

Die Verwaltung der Stadt lag in den Händen der Gemeinssmänner, die aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt wurden, und des Bürgermeisters nebst Rat und Schöffen. Alljährlich fand am 25. Januar die feierliche Wahl des Bürgermeisters statt, die auf folgende Weise vollzogen wurde. Nachdem die stimmberechtigten Bürger sich auf ein Zeichen mit der Rathausglocke im Rathause versammelt hatten, verfügte sich der Rat mit den vier Gemeinssleuten in die Ratsstube, wo der abtretende Bürgermeister Rechnung ablegte. Über das Ergebnis der Prüfung brachten dann die Vierer der Bürgerversammlung Kunde. Nach erzielter Verständigung sammelten sie die Stimmen der Bürger und teilten dem Räte den Namen des Erwählten mit. Dieser wurde hierauf in feierlichem Zuge, begleitet von Leuchterträgern, in seine Wohnung geführt. Nach der Vereidigung durch den kurfürstlichen Schultheißen begann das sog. Bürgermeisteressen, an dem sich sämtliche Honoratioren der Stadt beteiligten, und bei dem es oft hoch herging. Aus städtischen Mitteln wurde Wein und „allerhand Bankett, Wecken, Kreckelinge und Butter“ vorgesetzt, darnach der Tisch gedeckt und mit allerhand Speisen

befest. „Für Kost und Trank mit den Leuchtenträgern“ berechnete der Bürgermeister Wilhelm Herkenbusch, der in den Jahren 1611 und 1612 als glücklicher Schütze sich die Königswürde errungen hatte und 1633 wiederum zum regierenden Oberhaupte gewählt wurde, der Stadt die gegen sonstige derartige Ausgaben immerhin mäßige Summe von 22 Taler 2 Stüber und 2 Denare. Auch die festlich gestimmte Bürgerschaft versammelte sich zu Ehren des neuen Oberhauptes in ihren Vierteln und verzehrte 8 Tonnen Bier, die der freigebige Stadtsäckel spendete.

Montags nach der Wahl wurde eine Visitation der Stadtmühlen, Pforten, Brücken usw. vorgenommen, an die sich wieder eine gemeinsame Mahlzeit des Rates mit dem Bürgermeister und der Geistlichkeit schloß.

Wie die Einführung des Bürgermeisters, so bot auch seine und des Rates Amtstätigkeit während des Jahres häufig Gelegenheit, die ernste Arbeit durch heitere Gelage zu unterbrechen. Fastnachten, Ostern, der 1. Mai, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr ließ man nicht vorübergehen, ohne Festversammlungen zu veranstalten. Auch trotz gesteigerter Kriegsgefahr unterblieben die festlichen Gelage nicht, waren sie doch zur lieben Gewohnheit geworden, so daß man gewissenhaft nach dem Grundsatz verfuhr: „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen“. „Bei jeder amtlichen Zusammenkunft, und galt es auch bloß den Brotpreis festzustellen, war ein kräftiger Trunk aus der mit dem Stadtwappen gezierten zinnernen Kanne selbstverständlich, und der Stadtbote versäumte niemals die Pflicht der Füllung, sobald Bürgermeister und Rat zur Beratung erschienen.“ „Es ist ganz unglaublich“, meint der verstorbene Stadtschulrat Dr. Reussen in einem Vortrage, den er im Verein von Geschichtsfreunden zu Rheinberg gehalten hat, „welche Masse von Wein die Stadtbobrigkeit in Jahresfrist zu sich nehmen konnte; zum Glück war der städtische Weinkeller stets gut gefüllt, so daß er auch stärkeren Angriffen gewachsen war.“

Zum Verständnis einer solchen Geschäftsführung mag die Mitteilung dienen, daß der Bürgermeisterposten ein unbesoldetes Ehrenamt war und daß der Bürgermeister für seine Mühewaltung, außer der Amtskleidung und den 12 Talern Präsenzgelde, wie auch die übrigen Ratsmitglieder, nur die Summe von 50 Talern empfing.

Zu Ostern erhielten der Gouverneur, dessen Major und Adjutant den sogenannten Osterwecken, gewöhnlich in Gestalt von 1½ Malter Weizen bzw. 3 und 2 Faß Wein. Auch zu Neujahr wurde ihnen eine Spende in Bargeld oder in anderer Form verehrt. So erhielten im Jahre 1608 der Gouverneur ein Duzend Kristallgläser nebst 50 Philippsgulden, der Major einen schweren vergoldeten Pokal und 12 Gulden, der Adjutant eine entsprechend geringere Zahl Gläser und Gulden zum Geschenk. Die Gesamtauslage belief sich auf mehr als 208 Taler. Die Absicht, welche diesem Geschenke zugrunde lag, ist durchsichtig genug; denn die Bürgerschaft hatte, namentlich in anbetracht der drohenden Kriegswirren, Grund genug,

sich mit der Besatzung auf gutem Fuße zu halten, um eine rücksichtsvolle Behandlung seitens des oft maßlos fordernden Militärs zu erlangen. — Am 1. Mai fuhren die Müllerknechte den Maienbaum in feierlichem Aufzuge umher und pflanzten ihn vor der Türe des Bürgermeisters auf. Die Anerkennung für diese Ehrung sollte ihnen dieser in Bier oder Wein, den er ohne Bedenken auf Kosten der Stadt verabreichen lassen durfte. Kurz und gut, der Gelegenheiten, auf die beschriebene Art und Weise die öffentlichen Mildtätigkeit in Anspruch zu nehmen, waren so mannigfache, daß, wer nur konnte, davon zu profitieren suchte.

Die reichste Einnahme floß der Stadt aus den Mühlengefällen; sie stieg in der Zeit von 1600—1633 von 2923 auf 3960 Taler. Freilich wurden hiervon die Reparaturkosten, der Sold des Mühlenmeisters und der Müllerknechte in Abzug gebracht sowie ferner die jährliche Pacht von 800 Talern, die für die kurfürstliche Mühle an den Kellner zu entrichten war. Die Weinaccise brachte im Jahre 1600 nur 958 Taler, 1634 hingegen 1250 Taler. Der gesteigerte Konsum war wohl auf die wegen der kriegerischen Zeiten außergewöhnlich durstigen Soldatenkehlen zurückzuführen. Eine weitere Kulturerrungenschaft des Krieges war auch das Wohlgefallen an französischen und spanischen Weinen, die neben inländischem Gewächs in nicht unbeträchtlicher Menge genossen wurden. Ziemlich schwankend waren die Einnahmen der Fettwarenaccise (1600: 150 Taler; 1631: 480 Taler) und der städtischen Wage (1613: 250 Taler; 1627: 58 Taler). Dahingegen zeigt die Fleischaccise eine beständig steigende Tendenz (1611: 80 Taler; 1621: 193 Taler; 1631: 413 Taler). Die Branntweinaccise erzielte in dem einen Jahre nur 65 Taler, in dem andern das Fünffache. Besondere Gebühren mußten entrichtet werden für die Benutzung der städtischen Weiden, von den Metzgern für die Fleischhalle, von den Schuhmachern für die Lohbude, von den Krämern für ihr Geschäft. Auch die Zunftgelder flossen in die Stadtkasse.

Die gesamte städtische Einnahme betrug im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts durchschnittlich 5500 Taler. Nicht selten, namentlich infolge ungewöhnlicher Kriegslasten, reichte sie nicht aus, sodaß der Bürgermeister seine Rechnung mit einem Defizit schloß, im Jahre 1633 sogar von 4891 Taler. Der Ausfall wurde in der Regel durch Kapitalaufnahme gedeckt, selten bei der nächstjährigen Steuer verrechnet. — (Mit Benutzung von Reussen, Beiträge zur Geschichte Orefelds und des Niederrheins, 1898.)

19. Der Niederrhein in seinen geschichtlichen Beziehungen zu den Niederlanden.

Eine scharfe politische Grenze trennt jetzt die Niederlande (Holland, Belgien und Luxemburg) von dem deutschen Niederrhein, während unsere östliche Landesgrenze weit zurückgeschoben ist. Deutschlands Gegner sind unausgesetzt bemüht, die Kluft, die uns von den Niederlanden trennt, merklich